Fischer im Werder erklärten zu Potsdam, daß die Wasserpest ein Segen für die Fischerei genannt werden muß. Dieselbe bildet einen unnahbaren Zufluchtsort für die Fischbrut gegen Nachstellungen der Raubfische und Raubvögel. Außerdem liefert sie den Landwirthen ein sehr werthvolles Düngemittel. Im gleichen Sinne sprachen sich die bei früher genannter Versammlung anwesenden Fischer wieder neuerlich aus. Die Strecken des Fluß- oder Seelaufes, in welchen die Wasserpest fortwuchert, sind in Wahrheit Fischzucht-Anlagen. Fische verschiedenster Art tummeln sich in dem dichter Gewirre umher. Wo die Wasserpest auftritt, giebt selbst nach 10 Jahren das Fischwasser einen sehr erheblichen Ertrag. Die Befürchtung, daß die Entwicklung der Wasserpest die Schiffahrt hindere, habe sich als übertrieben herausgestellt. Die Bedingnisse des Gedeihens gehen nur bis zu einer bestimmten Tiefe, daher vornehmlich an den flachen Ufern der Seen und Flüsse, besonders jedoch an den Uferrändern. Ist der Kalkgehalt des Bodens aufgezehrt, so soll die Wasserpest von selbst verschwinden; hat sich aus den verwesenden Pflanzen wieder etwas Kalkgehalt angesammelt, so erscheint sicherlich die Elodea wieder. Die Wasservögel finden einen Haupttheil ihrer Nahrung in den Zweigen der Wasserpest. Ueberdies rechnet man deren Eigenschaft, das Wasser zu desinfiziren, hoch an; das Wasser wird krystallklar und vollkommen rein erhalten.

⁂ Der vegetabilische Kampf ums Dasein. Englische Landwirthe haben durch aufmerksame Beobachtung des Gedeihens des Samens verschiedener Wiesengräser Erfahrungen gesammelt, deren Werth nicht zu unterschätzen ist und von deren Wichtigkeit man noch vor wenigen Jahren in agrikulturellen Kreisen keine Ahnung hatte. Es ist konstatirt worden, daß Pflanzen mit bitteren Blättern, an denen das weidende Vieh nicht viel Geschmack findet, eine bedenkliche Neigung, sich zu vermehren, aufweisen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die schmackhaften Kräuter abgefressen werden, ehe sie Zeit haben, Samen anzusetzen, während die schlechteren sich entwickeln und Samen tragen können. Kürzlich gemachte Untersuchungen haben eine ungewöhnliche Ausdauer bei dem Triticum repens, der Poa pretensis und Potentilla reptans gezeigt, sodaß ersichtlich ist, daß diese Pflanzen, falls man durch die nächsten Jahre nicht ein besonderes Augenmerk auf die Wiesen haben würde, auf Kosten der anderen besserer Kräuter sich ungemein ausbreiten würden. Es ist daher Pflicht der Landwirthe, die besseren Arten der Gräser in ihrem Kampfe ums Dasein mit den anderen Arten kräftigst zu unterstützen.

⁇ Altdeutsche Schreibebücher. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erschien in Zürich bei Christian Froschauer ein ganz in Holzschnitt ausgeführtes Schönschreibebuch von Urban Wyß: „Modus docendi pueros tum latine tum germanise scribere“ die älteste Anweisung zu deutscher Kalligraphie. Die berühmtesten deutschen Schönschreiber hatten ihren Sitz in Nürnberg, wo sie eine eigene Gilde bildeten und wegen der schönen Frakturschrift für fürstliche Kanzleien verwendet wurden. Auf Grund der sorgfältigen Studien, welche Albrecht Dürer über die Proportionen der Buchstaben angestellt hatte, veröffentlichte der nürnberger Mathematiker Hans Neudörffer (1497—1562) seine in Holz geschnittenen Schönschreibschriften in „Eyn gute Ordnung zierlich Schreiben“ im Jahre 1538 mit dem Motto: „Nulla dies sine linea“. Die Kunst des Schönschreibens erhielt sich traditionell in der Neudörfferschen Familie und wir finden noch Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Urenkel von Hans Neudörffer, der denselben Vornamen seines Ahnen führte, als berühmten und gesuchten „Modist“ (Schönschreiber) in seiner Vaterstadt Nürnberg.

⁂ Ein Stück Kabinetsjustiz. Vor fast 100 Jahren — man schreibt 1784 — waren aus der katholischen Pfarrkirche in einer schlesischen Provinzialstadt wiederholt silberne Opferherzen, welche an dem Mutter-Gottes-Bilde zahlreich aufgehängt waren, gestohlen worden. Der Verdacht des Diebstahls lenkte sich auf einen Soldaten, in dessen Taschen man auch bei der Untersuchung einen Theil des geraubten Gutes fand. Er leugnete jedoch hartnäckig und behauptete, die heilige Jungfrau, die er in seiner großen Noth oft angerufen, brächte ihm bei Nachtzeit die Silberherzen selbst in sein Quartier. Trotz seines Leugnens verurtheilte ihn das Kriegsgericht jedoch wegen Kirchenraubes zum Tode. Dem König wurde das Urtheil zur Bestätigung vorgelegt. Friedrich d. Gr. befahl darauf seinem Kabinetsrathe, bei den katholischen Geistlichen an der Hedwigskirche in Berlin anzufragen, ob nach den Ansichten ihrer Kirche ein solches Wunder wie das, auf welches der Soldat sich berief, möglich sei. Die Antwort lautete, Wunder dieser Art seien zwar äußerst selten, allein doch nicht ganz unmöglich. Daraufhin erging folgende Kabinetsordre: „Der vorgebliche Uebelthäter wird von der Todesstrafe losgesprochen, da er zumal den Diebstahl zu leugnen beharret und nach Erklärung der Theologen seiner Kirche das nach seiner Versicherung zu seinem Besten bewirkte Wunderwerk nicht unmöglich ist. Allein für die Zukunft verbiete ich ihm, weder von der heiligen Jungfrau noch von einem anderen Heiligen etwas mehr anzunehmen. Berlin, 12. Januar 1785. Friedrich.“

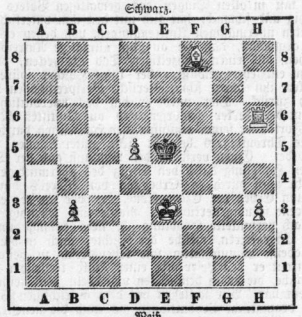
Schach.

Redigirt von S. Tarrasch.

Aufgabe Nr. 26.

Von H. v. Gottschall.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in 3 Zügen mat.

Partie Nr. 27.

Gespielt auf dem Nürnberger Schachtongreß.

Weiß: Blackburne. Schwarz: v. Bardeleben.

Italienische Partie.

1.	e2 — e4	e7 — e5
2.	Sg1 — f3	Sb8 — c6
3.	Lf1 — c4	Lf8 — c5
4.	c2 — c3	Sg8 — f6
5.	d2 — d3	d7 — d6
6.	Lc1 — e3	Lc5 — b6
7.	Sb1 — d2	Sc6 — e7
8.	Dd1 — e2	c7 — c6
9.	0 — 0 — 0	Lc8 — d7

10. h2 — h4 Nachdem beide Parteien eine Zeit lang, wie es im Charakter gerade dieser Variante der italienischen Partie liegt, vorsichtig lavirt haben, versucht Weiß auf der Königsseite einen Angriff einzuleiten, der jedoch vom Gegner mit Leichtigkeit unter kräftiger Aufnahme des Gegenangriffs parirt wird.

11.	. . . .	h7 — h5
12.	d4 — e5:	d6 — e5:
13.	Sf3 — g5	Th8 — f8

14. Le4 — b3 Um den weißen Springer nach e4 zu lassen.

14.	. . . .	Lb6 — e3:
15.	De2 — e3:	Sf6 — g4
16.	De3 — g3?	Sg6 — f4

17. Th1 — e1 In dieser Stellung könnte Schwarz durch Sf2: (18. Df2:? Sd3+ mit Damengewinn) sich entscheidendes Uebergewicht sichern. Indem er diesen Zug übersieht, giebt er Blackburne die Gelegenheit zu einem brillanten Angriffsspiel, welches zu einem sehr interessanten Remisschluß führt.

17.	. . . .	Dd8 — b6

18. Sg5 — f7:! Ein sehr schöner Zug. Nimmt der Thurm den Läufer, so kommt Weiß durch Se4 nebst Sd6+ in Vortheil.

18.	. . . .	Db6 — f2:
19.	Sf7 — d6+	Ke8 — e7
20.	Sd2 — f1!	Df2 — g3:
21.	Sf1 — g3:	Sg4 — f2
22.	Sg3 — f5+	Ke7 — f6
23.	Sd6 — e8+	Ta8 — e8:

Schwarz parirt die brillanten Attaken seines gefürchteten Gegners mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit.

24.	Td1 — d7:	Sf2 — d3+
25.	Ke1 — d2	Sd3 — e1:
26.	Td7 — d6+	Sf4 — e6
27.	Kd2 — e1:	g7 — g6
28.	Sf5 — e3	Tf8 — f7

29. g2 — g4! Um dem Springer wieder den wichtigen Posten auf f5 zu verschaffen.

29.	. . . .	Tf7 — e7
30.	g4 — h5:	g6 — h5:
31.	Se3 — f5	Te7 — e7

Die weißen Figuren halten das schwarze Spiel in vollständigem Belagerungszustand!

32.	Ke1 — f2	Te7 — h7
33.	Kf2 — f3	Th7 — e7
34.	Kf3 — f2	

Als remis abgebrochen. Schwarz kann seinen numerischen Vortheil in keiner Weise zur Geltung bringen, da alle seine Figuren bis auf den Thurm e7 gefesselt sind.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

(Der Bote für das Saalthal.)

№ 42. Halle a. d. S. 19. Oktober 1883.

Inhalt: Etwas über Thermometer im allgemeinen und ärztliche Thermometer im besonderen. — Aus dem Waldleben. Herr Stanz als Vertrauter. — Landwirthschaftliche Briefe. Gottlieb's Bär. — Der Nutzen des Torfmulls in Bezug auf die deutsche Landwirthschaft und die öffentliche Gesundheitspflege. — Literatur und Kunst. — Mannichfaltiges. — Schach.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Etwas über Thermometer im allgemeinen und ärztliche Thermometer im besonderen.

Du siehst, lieber Leser, ich komme mit etwas scheinbar recht alltäglichem, und ich darf Dir es nicht verübeln, wenn Du unwillig ausrufst: „Was kann der mir denn besonderes oder gar neues sagen. Thermometer kenne ich ja in- und auswendig.“ Das glaubt wohl mancher, ohne ein Recht dazu zu haben. Ich kannte einmal einen Unterlieutenant zur See, der kontinuirlich Barometer und Thermometer verwechselte und offenbar nicht wußte, wozu das eine oder das andere gebraucht wurde. Und der Mann war jedenfalls über das kleine „v.“ am Anfang seines Namens sehr erfreut. Wie manch' anderer, der vielleicht mit den Eigenschaften dieser Instrumente gut vertraut ist, sagt trotzdem der Barometer und der Thermometer, während es doch einzig und allein richtig heißt: das Barometer und das Thermometer. Vielleicht hast du auch schon einmal zwei Thermometer neben einander gehabt und zugleich abgelesen — schauderhaft, die zeigen ja aber ganz verschieden; welches ist denn nun das richtige? Wahrscheinlich keins, lieber Freund; denn die Thermometer ohne Fehler sind genau so häufig wie die weißen Raben. Stelle dich einmal vor ein Schaufenster, in welchem eine ganze Musterkarte von Thermometern angelegt ist, groß und klein, billig und theuer, einfach und kostbar, und laß dich die Mühe nicht verdrießen zu vergleichen und wieder zu vergleichen, und du wirst bald alles Zutrauen verlieren zu den Angaben eines Thermometers. Ja, sagst du, ich will mir aber eins kaufen und zwar ein „richtiges,“ welches nehme ich denn da nun? Natürlich das theuerste, denn das muß das beste sein. — Fehlgeschossen, ganz vorbei getroffen. Thermometer in dem schlichten Laden eines Fünfzigpfennigbazars sind mitunter, aber nur in ganz vereinzelten Fällen, besser als wer weiß wie theuere. Die Hauptsache ist immer die, daß man weiß welche Fehler ein Thermometer hat; dann kann man sich nach ihm ebenso genau richten wie nach einem fehlerlosen, so gut man auch die Zeit nach einer „falsch“ gehenden Uhr bestimmen kann, wenn man nur weiß, um wie viel die Uhr vor- oder nachgeht. Vielleicht interessirt es dich nun, zu wissen, unter welchen Umständen ein Instrument ein gutes genannt zu werden verdient und worauf man überhaupt zu sehen hat, wenn man ein wirklich gutes Thermometer kaufen will. Denn ob ich die Wärme der freien Luft, oder die des Zimmers, oder die des Körpers, oder einer Flüssigkeit messen will, thut nichts, in allen Fällen will ich ein richtiges Resultat haben. Macht es dir aber sonst keine Mühe, so ist es das beste, wir begleiten einmal ein gutes Thermometer von seiner Wiege bis in die Hand des Käufers; ich bitte dich also mit mir einzutreten in eine jener Glasfabriken, mit denen der Thüringer Wald überstreut ist, sodaß man keinen Schritt thun kann, ohne Gefahr zu laufen, in eine Glasfabrik zu treten. Wir treffen es günstig, denn eben ist der Glasbläser mit Kalibriren beschäftigt, mit der ersten Arbeit, welche selbst bei den nachher als schlechteste in den Handel kommenden Thermometern nicht verabsäumt wird. Eine Menge langer, jede in ihrer ganzen Länge anscheinend völlig gleichmäßig gearbeiteter Glasröhren liegt dort auf dem Tische, vor welchem der Glasbläser sitzt. Sie sollen untersucht werden, ob sie sich auch für Thermometer eignen. Da nämlich die Grade an einem Quecksilber-Thermometer gleich groß sind, so ist erstes Erforderniß, daß das Glasrohr im Innern überall dieselbe Weite hat, eine Bedingung, die nicht häufig erfüllt ist, weshalb auch ein gutes Instrument im Preise ziemlich hoch ist. Der Mann nimmt also oben mit dem an beiden Seiten offenen Rohr einen Quecksilbertropfen auf, der natürlich in der engen Röhre sogleich die Gestalt eines Fadens von bestimmter Länge annimmt. Diese Ausdehnung wird mittels Zirkels gemessen und der Faden nun durch leichte Neigung der Röhre sehr langsam und mit häufigen Unterbrechungen nach dem andern Ende bewegt. Bei jeder Ruhelage findet mit dem Zirkel eine Vergleichung der Fadenlänge mit der ursprünglichen statt, um so alle Unregelmäßigkeiten im Innern der Röhre zu entdecken. Ist z. B. das Rohr an einer Stelle zufällig verengt oder eingeschnürt, so wird natürlich, da an der Einschnürung ein geringeres Quantum Quecksilber zur Füllung nöthig ist, der Faden länger erscheinen als anfangs, während bei erweiterten Stellen der Faden kürzer ist. So lange nun diese Unterschiede eine bestimmte Grenze innehalten, wird doch das Rohr zur Thermometerfabrikation verwendet. Weil man nun auf diese Weise die innere Höhlung des Rohres untersucht, d. h. also die Regelmäßigkeit seines Kalibers bestimmt, so nennt man diese Arbeit, wie bereits erwähnt, das Kalibriren. Unter den vielen Glasröhren haben wir endlich eine passende gefunden, in welcher an allen Stellen der Faden nahezu die gleiche Länge hatte, und das Thermometer entsteht nun rasch vor unseren Augen. Zuerst wird die Röhre am einen Ende zugeschmolzen und mit Hilfe der Lampe zu einer Kugel oder einem langen Gefäß aufgeblasen. Durch diese Manipulation und weiter fortgesetztes Erhitzen des Rohres wird dasselbe nun erst im Innern völlig ausgetrocknet und gleichzeitig die Luft außerordentlich stark verdünnt, worauf es mit seinem offenen Ende in gleichfalls erwärmtes Quecksilber eingetaucht und bei allmälig eintretender Abkühlung durch den äußeren Luftdruck von selbst mit der Flüssigkeit gefüllt wird. Natürlich läuft nicht das ganze Rohr voll, sondern man wiederholt die Manipulation öfter, bis das Quecksilber das Gefäß und einen Theil der Röhre einnimmt. Nunmehr gilt es, bevor auch das andere Ende zugeschmolzen wird, alle in der Röhre befindliche Luft auszutreiben, da diese sonst durch den auf das Quecksilber geübten Druck die Angaben des Instrumentes fälschen würde. Wir sehen schon, wie das erreicht wird. Das Quecksilber wird nämlich im Innern so weit erhitzt, daß die Dämpfe anfangen an dem offenen Ende herauszutreten und in diesem Momente wird zugeschmolzen. Da nämlich im Augenblicke dieser Arbeit die Röhre über dem Quecksilber mit Quecksilberdämpfen angefüllt wurde, so mußte dadurch die atmosphärische Luft entweichen und man hat nun nach dem Erkalten einen absolut luftleeren Raum (NB. bei guter Arbeit). Wir begeben uns jetzt an einen andern Tisch, denn die Arbeit des Glasbläsers ist gethan. Da steht ein Gefäß mit durchlöchertem Boden in einem andern seitlich und unten völlig dichten Gefäße, das innere angefüllt mit breiartig zerkleinertem Eise. Da nämlich Eis bei derselben Temperatur schmilzt, bei der Wasser gefriert, so kann man auch im Sommer den Nullpunkt der Thermometerskala bestimmen, indem man, wie das nun hier geschieht, das Thermometer in das schmelzende Eis hineinhält. Nach Feststellung dieses Punktes wandert das Instrument wieder in andere Hände und wird hier in Wasserdampf gehalten, um durch die Siedetemperatur des Wassers den Stalenpunkt 100 (Celsius) oder 80 (Réaumur) zu finden; der zwischenliegende Theil der Skala und der darunter liegende wird nun nach Maßgabe jener zwei Punkte (Eispunkt und Siedepunkt) in gleiche Theile (Grade) eingetheilt und das Thermometer ist im allgemeinen für den Verkauf fertig. — Wenn man die Gestalt eines elastischen Körpers verändert, hat er das Bestreben in seine ursprüngliche Form zurückzukehren. Das sieht man am Gummiball, an der gebogenen Stahlfeder ꝛc. Je unvollkommener nun die Eigen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18831019046/fragment/page=0001

schaft der Elasticität einem Körper innewohnt, um so weniger werden die Spuren einer stattgehabten Formveränderung verwischt, und da Glas ein solcher Körper ist, so liegt darin wieder ein Mißstand für die Angaben des Thermometers. Der Luftdruck, der von außen auf das Instrument wirkt, hat das Bestreben, die Kugel zusammenzudrücken, also den Quecksilberstand zu erhöhen, und da ihm im Innern kein Gegendruck entgegengesetzt werden kann, wird die einseitig wirkende Pressung auf die wenig elastische Glaskugel bald bei derselben ein andauernd kleineres Volumen verursachen. Gesetzt also, das Instrument käme wirklich richtig aus der Fabrik — aber wir haben gesehen, wie schwierig das ist, da Fehler in der Kalibrirung, in der Bestimmung des Eispunktes und des Siedepunktes und dann vielleicht auch noch in der Theilung die Richtigkeit stark gefährden —, so wird es doch bald darauf Fehler haben, die zwar natürlich sind, aber immer doch die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Beobachtungen beeinträchtigen. Zu dem Ende ist eine nochmalige Revision nothwendig und es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese wiederholte Untersuchung einen realen Werth nur dann hat, wenn sie ohne jede Parteilichkeit ausgeführt ist. Sagt Dir nun der Verkäufer: „Das Thermometer zeigt ganz richtig; ich garantire Ihnen," so darfst Du ihm dreist entgegnen: „Da lügen Sie mir nur etwas vor;" eine von dem Verkäufer vorgenommene Prüfung wird ja stets zu dessen Vortheil ausschlagen. Diesem Uebelstande ist aber bei uns in Deutschland leicht abzuhelfen. Ueber allen Parteien nämlich stehen die Reichs- und Staatsinstitute und als solches z. B. auch die Deutsche Seewarte zu Hamburg. Einen sehr großen Theil der von derselben geleisteten Arbeit machen die Instrumentenprüfungen und unter diesen wieder gerade die Thermometerprüfungen aus. Jeder hat gegen eine verschwindend kleine Gebühr das Recht, die Prüfung seines Thermometers, wenn er es einschickt, zu verlangen und bekommt darüber ein amtlich ausgestelltes und mit dem Reichsstempel versehenes Attest, welches natürlich alle anderen Versicherungen überflüssig macht. Weil nun aber dir vom Staate das so außerordentlich bequem gemacht ist, so solltest du andererseits von jetzt ab kein Thermometer kaufen, ohne ein amtliches Zeugniß darüber zu erhalten. Auf demselben ist das Instrument genau bezeichnet, für welches das Certifikat gilt, sodaß eine Verwechslung nicht passiren kann. Es mag sein, daß es nicht in allen Fällen bei Bestimmung der Zimmertemperatur nöthig ist, die Ablesung auf Zehntelgrade genau zu machen, aber eine bestimmte Art von Thermometern giebt es, die dies als nothwendig erheischen. Das sind die ärztlichen Thermometer. Ein medicinisches Thermometer ohne Attest ist ein Unding, ein Monstrum, das zu recht bedenklichen Diagnosen veranlassen kann. Wenn du Gelegenheit gehabt hast, am Bette eines Fieberkranken zu stehen und zu beobachten, so wirst du bemerkt haben, wie groß die Schwankungen des Fiebers zu Zeiten sind. Bald läßt es nach, bald packt und rüttelt es den Kranken mit erneuter Kraft und oft genug kommt es vor, daß die Erscheinungen besorgnißerregend sind, während dich ein gutes Krankenthermometer sofort beruhigen würde, ebenso wie es vorkommen kann, daß du, wenn der Kranke still liegt, dich froher Hoffnung hingiebst, während das Thermometer dich mahnen würde auf der Hut zu sein und zu wachen. Aber ist es kein gutes Instrument — und darin stecken kannst du so wenig, als du ihm seine Güte äußerlich ansehen kannst — so genügt es völlig, wenn du nur ein sorgfältig geprüftes Thermometer hast. Liest du also eine Fiebertemperatur ab, so siehst du einfach auf dem Schein nach, welchen Fehler bei dieser Temperatur das Thermometer hat und du weißt ganz genau, woran du bist. Zu deiner Bequemlichkeit liefert dir nun auch der Fabrikant ärztliche Maximumthermometer, welche steigen, so lange die Temperatur zunimmt, dann aber nicht zurückgehen, wenn die Temperatur sinkt. So bestimmt dir also das Thermometer die größte Fieberhitze selbstthätig und bist du vielleicht gar so bescheiden zu glauben, in der Ablesung einen Fehler zu machen, so laß es getrost liegen, bis dein Arzt kommt, er wird dir dann sagen, ob das Fieber zu- oder abgenommen hat. Baue also nicht auf Aeußerlichkeiten, das schöne Aussehen und der hohe Preis macht ein Thermometer noch nicht gut. Zu einem brauchbaren Instrument wird es erst, wenn du ein unparteiisch ausgestelltes Zeugniß hast, auf dem die Fehler des Thermometers verzeichnet stehen. -lo -v.

Aus dem Waldleben.

Herr Stanz als Vertrauter.

Die schönen Pläne zur Verherrlichung der bevorstehenden Hochzeit im Forsthause Erlenbusch hatten durch den aufregenden Zwischenfall mit dem Hirsche einige Unterbrechung erfahren. Die Frau Oberförsterin verabreichte jedem der Betroffenen als nervenberuhigendes Mittel ein Pillverchen Aconit, welches auch die gehoffte Wirkung nicht verfehlte. Lieschen aber, obgleich sie völlig unverletzt war, sollte sich einen Tag über ins Bett legen, um den möglichen Folgen des gehabten Schreckens vorzubeugen. Dabei fand das junge Mädchen genug Zeit und Muße, um mit Fräulein Velkau, die treulich bei ihr aushielt, die Projekte der Polterabend-Aufführungen weiter zu besprechen.

„Ich glaube," meinte sie, „Herr Stanz wird sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn er die Arie aus dem Freischütz vortragen und sich als Max geriren kann. Aber einige Tage vorher müßte er doch davon unterrichtet und ins Geheimniß gezogen werden, damit er sich genügend vorbereiten kann."

„Wenn er nur nicht davon plaudert und uns so die Ueberraschung verdirbt!" überlegte Karoline sorgerfüllt. „In keinem Falle darf Fritz darum wissen! der ganze Spaß wäre verdorben, wenn er zu Hause davon spräche!"

„Völlig verheimlichen läßt sich unser Plan aber doch nicht," — sann Lieschen nach. „Wenn Hilfrichs Eulalia mitwirken soll, muß sie, der passenden Toilette wegen, ebenfalls schon einige Zeit vorher davon in Kenntniß gesetzt werden. Wer weiß, ob ihr weißes Kleid gewaschen ist."

„Hast recht, Lieschen! An solchen Bagatellen gehen oft die schönsten Ideen zu Grunde. Mais, que faire? wie fangen wir das an? Scheitern darf unser Plan nicht. Selbst dem Papa gefiel er, — denn der Zusatz, mein Auftreten als Diana mit dem Hirsche, war nichts weiter als ein Scherz von ihm, den ich auch durchaus nicht übel genommen habe, — möchte es auch nach dem heutigen Vorfall um keinen Preis riskiren! Gott, wenn er mich so um die Taille faßte, wie heute Dich! ich glaube bei meinem Embonpoint reichte sein Geweih nicht einmal herum."

Lieschen lächelte und fühlte sich so wohl, daß sie den Wunsch aussprach, mit Zuziehung des Herrn Stanz das Projekt weiter zu besprechen. „Ich stehe auf!" rief sie entschlossen. „Mama wird es nicht gleich merken, denn sie hat heute viel Geschäfte, weil ich nicht helfen kann, und ich bin durchaus nicht krank. Was soll ich denn eigentlich noch im Bette? In der Stube bei Ihnen will ich aber bleiben und dahin können wir Herrn Stanz auch rufen lassen und das Nöthige mit ihm überlegen."

„Dagegen läßt sich nichts einwenden, wenn die Berathungen unter meiner Autorität stattfinden," sprach die alte Dame im Bewußtsein ihrer Würde.

Gesagt, gethan! Lieschen beorderte das eben eintretende Hausmädchen, Herrn Stanz in das Zimmer des Fräulein Velkau zu bescheiden, ordnete schnell Anzug und Haar und sah so frisch und heiter aus, als sei nicht das geringste vorgefallen.

„Wie? wo? was?" rief Stanz, als er die Einladung erhielt.

„Habe ich recht gehört? Fräulein Lieschen läßt mich rufen? Ist das wahr? Wer?" Er sah dem Mädchen forschend in die Augen und sprach dann mit feierlichem Ernste: „Aber, Rieke, jeden einfältigen Scherz verbitte ich mir nachdrücklichst!"

„Gewiß, es ist wahr," betheuerte Rieke, „weiß Knöppchen!"

„Um welche Zeit befiehlt das Fräulein?" frug er noch immer zweifelnd.

„Gleich! Sogleich werden Sie erwartet."

Jetzt galt es zu bürsten und zu kämmen und sich in dem Spiegel zu betrachten, denn ein derartiges Rendezvous übersteig seine kühnsten Erwartungen. Das alte Fräulein, das offenbar seinen Werth kannte, schien als Protektorin seiner Gefühle auftreten zu wollen. In ihrem Zimmer mußte der Bann, der in Gegenwart der Eltern auf ihm lastete, gebrochen sein — und als hätte er Stahlfedern unter den Fußsohlen, so leicht, so elastisch tänzelte er über den Hof hin und trat freudeglühend ins Zimmer, wo die beiden Damen ihn erwarteten und Platz zu nehmen aufforderten. Lieschen sprach nicht, das besorgte das alte Fräulein ganz allein.

„Bester Herr Stanz," begann sie, „wir beide haben eine Bitte an Sie zu richten."

„Eine Bitte? was ich hier hören werde, kann nur Befehl

erschienene neueste Drama Heinrich Kruse's „Alexei" (Trauerip. in 5 Akten. Leipzig, S. Hirzel) mit einigen empfehlenden Worten hinzuweisen. Die Dichtung behandelt einen düstern Stoff aus der neueren russischen Geschichte, aus dem Leben Czar Peters des Großen. Sein im jungen Mannesalter stehender Sohn Alexei, fast in allen Dingen des gewaltigen Vaters Gegenbild, gutmüthig und schwach, hat sich mit den ihm väterlicherseits zugemutheten übermäßigen Anstrengungen, von denen er nicht ohne Grund argwöhnt, daß sie auf die allmälige Aufreibung seiner Gesundheit, auf seinen frühzeitigen Tod abzwecken, durch weite Flucht zu entziehen gewußt; aber kluge Häscher spüren ihn auf und locken ihn durch schmeichlerische Versprechungen nach seiner Heimath zurück. Hier wird er auf des unerbittlichen Vaters Geheiß in den Kerker geworfen und auf Anstiften Menschikows, der die Fortdauer seiner einflußreichen Hofstellung durch den tiefen Haß des Thronfolgers bedroht sieht, unter Qualen meuchlings hingemordet. Einen verjöhnenden Abschluß gab der Dichter der grausigen Handlung durch den Sturz des übermüthigen Höflings und mehr noch durch die Erhebung von Alexei's hinterlassenem Sohn zum Erben der Czarenkrone, die der Kaiser selber in der Schlußscene freudig verkündigt. Rasch und lebendig spinnt sich die vielfach verwickelte Handlung ab, stets bedingt und getragen von den Charakteren, welche der Dichter auch in diesem Stücke wieder ebenso mannichfaltig wie lebensfrisch zu gestalten weiß. Auch erfreut er den Leser mit einer Fülle treffender Kern- und Sinnsprüche, die er in den reinen und edeln Fluß seiner Sprache eingetreut hat. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Kruse's dramatische Produktionen, so auch die neueste, sich mehr und mehr Bühnenterrain erobern möchten, wovon sie nur der alte energielose Schlendrian oder engherziges Vorurtheil zum Schaden der Bühne und des kunstliebenden Publikums fernzuhalten suchen. h. d.

Mannichfaltiges.

Zur Naturgeschichte des Parisers.

Die Sprache des Parisers hat eine große Menge von Bezeichnungen, die auch für uns Deutsche von Interesse sind. Wenn Max Maria v. Weber sagt, daß auf der Linie Paris-Boulogne englisches Blut vorherrsche und auf der Linie Metz-Paris deutsches, so hat durch letzteren Kanal auch das pariser Argot sicher eine große Menge deutscher Wörter importirt. „Schnaps" ist als schnaps, „Glas Bier" bock, „Nase" als nase und „nichts" als nixe in Paris naturalisirt und für „schlafen" sagt der pariser Arbeiter trotz alles Chauvinismus ungenirt faire schloff. Mon herz ist „mein Gebieter": der französische Arbeiter hat seinen cisrheanaischen Kollegen wohl sagen hören notre Herzog und in seiner bequemen Weise sich mit der ersten Silbe des Fremdwortes begnügt. Auch das gute deutsche „Schuhmacher" findet sich in derselben Bedeutung als choumaque wieder, während choufliк (chouflíqueur, Schuhflicker) den Begriff „schlechter Arbeiter", „Stümper" angenommen hat. In chtibes, „Stiefel" erkennt man deutlich, daß auch da eine Anleihe beim Choucroutemann gemacht ist. Den Spitznamen des „Sauerkrautmannes" hat sich ja der Deutsche in Paris anhängen lassen müssen; ob mit Recht oder Unrecht, danach fragt die Laune des Boulevard-Philologen nichts. Es heißt nun einmal: il choucroute, „er spricht deutsch!" Für das reichliche Vorkommen der deutschen, wohl meist frankfurter Juden in Paris spricht der Umstand, daß die Synagoge choula „die Schule" heißt. Und so finden sich eine bedeutende Anzahl deutscher Ausdrücke im Argot. Aber noch eine andere Seite desselben interessirt. Es sind dies die eigenthümlich kühnen Metaphern und Tropen, die sich das Volk in seinem Familienfranzösisch erlaubt. Oft hoch drastisch, oft erstaunlich zutreffend, fixiren sie meist einen glücklichen Einfall oder einen Theaterwitz. Drastisch, wenn auch ein wenig roh ist die Phrase, welche man vom Droschenkutscher gebraucht, welcher sein Pferd ohne Futter im Regen auf der Straße stehen läßt, während er in einem der Restaurants de bas étage seinen Rachenputzer trinkt. Man sagt: il lui fait lire la gazette „er läßt's unterdeß die Zeitung lesen". Mon gouvernement für „meine Frau" ist ein lustiger und nicht übler Ausdruck. Une pompe aspirante, „eine Saugpumpe" ist eine schlagende Bezeichnung für einen „kaputtigen" Stiefel, welcher Wasser zieht. Allons étrangler une grande fille „lassen Sie uns ein großes Mädchen abwürgen", hört sich sehr bedrohlich an; es ist aber damit nur gemeint: einem Fläschlein Wein den Garaus machen wollen. Sehr drollig klingt die Aufforderung: Numérotez vos os, je vais vous démolir, „numeriren Sie sich gefälligst Ihre Gliedmaßen, ich werde Sie jetzt verhauen!" Leute, die vorher diese höfliche Aufforderung an ihren Gegner richten, gehen ihm gewiß nicht allzu rücksichtslos zu Leibe. Vielleicht begnügen sie sich mit einigen giroflées à cinq feuilles „fünfblättrigen Levkoien", wie der Argot-Ausdruck für das lautet, was der Berliner „Knallschote" nennt. Il avale le lustre, „er schnappt nach dem Kronleuchter", sagt man von einem Sänger, der den Mund übergebührlich weit aufspert. Ils dansent devant le buffet, „sie tanzen vor dem Büffet", heißt: Sie haben nicht viel zu brechen und zu beißen. Ein wenig respektvoller Ausdruck ist: Il va tomber des curés, „es wird Geistliche regnen", und besagt, „der Himmel hat sich ganz schwarz bezogen zum Regnen." Manger l'herbe par la racine, „das Gras von unten anknabbern" für „todt sein" ist fast zu pittoresk ausgedrückt, aber ein treffendes Bild. Seit John Bull die Insel Cypern (Chypre) annektirt hat, sagt Jacques Bonhomme „chyprer" für „stehlen"! Auch das merkwürdige und zungenbrecherische Verbum haoudouiller ist eine englische Reminiscenz und bedeutet (how do you do?) Jemand „theilnehmthuerisch" nach seinem Befinden fragen. Lait chrétien „getaufte Milch" ist eine leichtverständliche Phrase, ebenso courtiser la dame de pique, „Pique-Dame hofiren" für gern Karten spielen. Originell ist un bock sans faux-col „ein Seidel ohne Stehkragen, ohne Schaum". Gendarme déguisé en bourgeois, „ein Gendarm in Civil" für „Stockdegen" ist gewiß ein treffender Ausdruck und ebenso le pays de fourrures „die Pelzgegend" für das „Börsenspekulantenthum". Es ließen sich noch eine große Anzahl ähnlich gelungener Phrasen aufzählen, indeß wir fürchten zu ermüden und weisen den Leser, der sich für „Parisismen" interessirt, auf Prof. Villatte's kürzlich unter diesem Titel bei Langenscheidt in Berlin erschienenes Werkchen, welches eine wohlgeordnete Sammlung derselben bietet.

*

❋ Gegen Epidemien suchte man sich in der guten alten Zeit auf wunderbare Weise zu wahren und zu wehren. Jetzt, wo wir die Gefahr vor einer Einschleppung der Cholera nach Europa von Egypten aus hinter uns haben und die mancherlei Vorsichtsmaßregeln, die gegen dieselbe ergriffen waren, namentlich auch die von allen Reisenden mit Recht gefürchteten Quarantänen, eingestellt sind, dürfte es interessant sein, eine Episode aus der Zeit der Pest, die im Jahre 1665 in London wüthete, wieder in Erinnerung zu bringen. Im Sommer 1665 erreichte diese schreckliche Krankheit in der englischen Hauptstadt eine solche Höhe, daß sich die wöchentlicher Todesfälle auf die Zahl von 8000 beliefen. Nicht weniger als 100,000 Menschen fielen der Seuche zum Opfer. Die Kirchhöfe waren gestopft voll und große Gruben wurden gegraben, in die man die Todten und zuweilen auch die Lebenden warf. Man erschlug die Hausthiere, weil man glaubte, daß sie die Ansteckung weiter tragen könnten. 40,000 Hunde und 200,000 Katzen wurden auf diese Weise getödtet. Riesenhafte Feuer wurden in den Straßen in der Meinung angezündet, daß sie die Luft reinigen würden, aber das Umgekehrte geschah. Die zahllosen Thierleichen, die zu bestatten kein Raum ausreichte, sowie der Ruß und Qualm der Scheiterhaufen verpesteten die Luft dermaßen, daß in der nächsten Nacht 4000 Personen auf einmal starben. „Da zündete," wie es in einer geistlichen Schrift jener Tage heißt, „Gott selber ein Feuer an. Der Herr machte London wie einen feurigen Ofen in der Zeit seines Zornes und in seinem Grimme verzehrte er unsere Wohnungen." Es war am 2. September 1665, als dieses Feuer mitten in der City ausbrach. Vier Tage rasten die Flammen durch die Stadt, deren Häuser meist aus Holz waren. Ein scharfer Ostwind blies, und Wasser war nicht vorhanden, da die Wasserleitung ausgetrocknet und die Wasserwerke der Themse in Unordnung waren. Vergeblich jammerten die Menschen in den Straßen; da war keine Hilfe, keine Rettung. Straße auf Straße ward in das Flammenmeer gezogen, aus allen Fenstern und Thüren schlug die Gluth. Häuser, Kirchen, Paläste stürzten zusammen und ein großer feuriger Bogen spannte sich über London. Der Fluß stand tagelang in einem Feuerregen und es hieß, daß man während der Nacht auf den Bergen von Schottland den Widerschein am Himmel gesehen hätte. Am Sonntag mittag fiel die Börse, und weit umher, bis zur Londonbrücke, war alles eine rauchende Trümmerstätte; am Montag standen 10,000 Häuser theils in Flammen, theils in glimmender Asche; am Dienstag hatten sich von den verschiedenen Richtungen die Feuerströme erreicht und griffen nun Londons herrlichstes Gebäude, die Paulskirche an. Lange ragte noch der gothische Thurm aus den immer höher wachsenden Gluthen. Hoch hielt er sein goldenes Kreuz empor, um welches die Funken knisternd zerstoben; endlich begannen die Glocken zu läuten — ihr eigenes Grabgeläute, das die Menschen mehr als alles andere erschütterte. Dann kam ein furchtbares Krachen, ein Fall, und die Paulskirche war nicht mehr. Endlich begannen die Flammen schwächer zu werden, der Wind schlug um, und alle Häuser, die noch bis zum Tempel und bis zum Tower standen, wurden mit Pulver in die Luft gesprengt. Das bändigte das unbarmherzige Element, gegen welches Menschenhand sich ohnmächtig erwiesen. 13,200 Häuser, 89 Kirchen und Eigenthum im Werthe von gegen 70 Mill. Thlrn. war ein Raub der Flammen geworden. Das alte London fiel mit diesem Feuer in Asche, doch ein neues London stieg daraus empor, reicher, blühender und gesunder als je.

✝ Nutzen der Wasserpest. In dem Verein zur Hebung der Fischerei im Regierungsbezirke Potsdam kam vor einiger Zeit anläßlich des massenhaften Auftretens der sog. Wasserpest (Elodea canadensis) die Frage zur Diskussion, ob die Wasserpest der Fischerei schädlich sei und welche Mittel dagegen zu ergreifen wären. Vor zwölf Jahren beschäftigte derselbe Verhandlungsgegenstand den Märkischen ökonomischen Verein. Die von der königl. Regierung aus diesem Anlasse protokollarisch vernommenen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18831019046/fragment/page=0002

Gewicht, pro Ctr. 1,68 M. Der Verbrauch pro Kopf und Jahr beträgt ca. 25 Kilo.

Die einmalige Füllung mit dem durch einfaches Zerbröckeln gut klar gemachten Torfmull reicht für ca. 90 Sitzungen.

Kunst und Literatur.

* Von der schon wiederholt in dieser Zeitung erwähnten, im Verlage von Hermann Böhlau in Weimar erscheinenden Ausgabe von Dr. Martin Luthers Werken (Kritische Gesammtausgabe) ist uns ein Probeheft zugegangen, aus dem man sich ein Bild von der vortrefflichen Einrichtung und gediegenen Ausstattung dieser Ausgabe der Werke Luthers gestalten kann. Das Probeheft enthält das erste Verzeichniß der Sibikribenten, das Vorwort des Herausgebers (D. J. K. F. Knaake in Drakenstedt), das Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes, je einen Bogen mit deutschem und lateinischem Text und den Prospekt des Werkes. Der erste Band (Preis 18 M.) gelangt mitte d. M. zur Versendung. Jährlich sollen etwa drei Bände, jeder zu 40—50 Bogen à 16 S. in gr. Lex. 8° ausgegeben werden. Die Vorbereitungen sind so getroffen, daß die Vollendung in zehn bis zwölf Jahren zugesichert werden kann; der Gesammtumfang ist auf ca. 35 Bände berechnet.

* Altteutsch Calender zur gedechtnus unsers lieben D. Martini Luther auff das kummend jar aufgericht M.D.CCC.L.XXX.IIII. Das ist ein allzeyt nüblich büchlein mit vilen sprüchen D. Martini, in sein briefen vnd tischreden getan über leyn eygen person, jugent, wircken, christlich haustand und wissenschaft, dann des teutschen volkes astrologisch glauben und meynung zu Lutheri zeyten, eygenschaft der vier complexionen und der sieben planeten wirckung, auch vil gutte haus- und lebensregeln und erzeneyen auff rat der berumbten meyster Hypokras, Avicenna, Almansor, auch wind und wetterregeln, nach alten kalendern und ire rechtschreybung getreulich wiedergegeben und auff kummend jar gericht und außgegeben von Wilhelm Streit Verlag Dresden. Der Stoff zu diesem eigenartigen Kalender wurde aus nahezu 100 alten Kalendern der königl. Bibliothek in Dresden und des Germanischen Museums in Nürnberg gesichtet und zeigt nebenbei höchst anschaulich die rapide Entwickelung der deutschen Volkssprache innerhalb der Jahre 1480—1560. Dieser Kalender will als Schreibkalender fürs Jahr 1884 dienen, bringt eine ernste und doch lustige Prognostikation des kommenden Jahres nach dem Laufe der Gestirne, und enthält im Kalendarium eine ganz eigenartige Selbstbiographie Luthers durch chronologische Anordnung von dessen eigenen Ansprüchen in Tischreden und Briefen über seine Welt- und Lebensanschauung, seine Jugendzeit, Schul- und Klosterleben, reformatorische Thätigkeit, Ehe und Kinderzucht. Der Art stellt dieser Kalender die Person Luthers in den eigensten Rahmen ihrer Zeit, aus welchem deren geistige Macht und Klarheit um so gewaltiger hervortritt.

* Die anerkannt beste deutsche Jugendschrift: „Deutsche Jugend", herausgegeben von Julius Lohmeyer (Leipzig, bei Alphons Dürr), tritt soeben in ihren zwölften Jahrgang. Das Inhaltsverzeichniß des nächsten Halbjahres weist wieder eine Fülle werthvoller Gaben in Wort und Bild auf. Wir erwähnen unter den angezeigten Erzählungen: Der Baugefangene von Julius Lohmeyer, Morgen! von Wilh. Fischer, Schwerdthand von St. Kaiser, Die graue Pathe von J. Ludwig, Jaroslaus von Joh. v. Wildenradt, Die Winlandfahrten von Adolf Frey, Ehre sei Gott in der Höhe! von Julius Lohmeyer, Eine Weihnachtsfahrt von Julius Sturm, Das Leben Walter Scotts von Fedor von Köppen, Ein Lebensbild Ludwig Richters von J. Rietschel, Märchen von A. Meinhardt und Rich. Jacobi, Ein Seeheld, Schiffsabenteuer von O. Stein, Natur- und Reisebilder von A. W. Grube, Carl und Adolf Müller, H. Reinstein, Balladen und Dichtungen von Adolf Frey, Joh. Trojan, Heinrich Seidel, Felix Dahn, Victor Blüthgen, Jul. Lohmeyer u. a., Verstandesübungen, Räthsel, Spiele von Rob. Löwicke u. a. Bekanntlich werden diese Jugendblätter von unseren besten Illustratoren: Woldemar Friedrich, Eugen Klimsch, Wilh. Camphausen, Fedor Flinzer, W. Claudius, Carl Gehrts und Oscar Pletsch, dem künstlerischen Leiter des Werkes, mit einem kaum übertroffenen Bilderschmuck ausgestattet. Ein Probeabonnement (3 Mark) ist durch alle Buchhandlungen sowie durch die Post zu beziehen. — Sei der allbeliebte, erheiternde Hausfreund allen Eltern, welche den hohen Werth einer sorglich geleiteten, schönheitsvollen Jugendlektüre für die geistige Entwickelung der Jugend zu würdigen wissen, aufs neue und auf das wärmste empfohlen.

* Spemanns Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus „Vom Fels zum Meer" hat mit dem vor kurzem erschienenen Oktoberhefte ihren dritten Jahrgang begonnen. Die reiche Fülle der vortrefflichsten Aufsätze in dieser von Prof. Kürschner redigirten Zeitschrift beweist, daß sie ihre vorzüglichen Leistungen stetig zu verbessern bestrebt und daß ihr diese Verbesserung auch bis zur Vollkommenheit gelungen ist. Von einer anmuthigen Novelle eingeleitet, mit der der berühmte Germanist Prof. Karl Barisch zum erstenmal auf novellistischem Gebiete sich versucht, bringt das Heft den Anfang eines spannenden Romans von Viktor Blüthgen „Poirethonie", einen beschreibenden Artikel über das Salzkammergut von Ant. v. Ruthner mit 27 Illustrationen von Kirchner, eine von den meisterhaften Zeichnungen Röchlings begleitete Schilderung des Landsknechtslebens von Joh. Scherr, eine Untersuchung über das Wesen der Blutverluste von dem berühmten Operateur Prof. Dr. v. Nußbaum, eine philosophische Abhandlung über die Nothlüge von Jürgen Bona Meyer, dann Beiträge von O. v. Falke (Zur Aesthetik der Diamanten), F. Heinr. Geffken (Die englische Landwirthschaft), Aglaja v. Enderes (Aus dem Leben); Gedichte von Geibel, Leander und Seidl; ein Musikstück; besondere Kunstblätter von Leloire, Beyschlag und Gehrts. — Schier unerschöpflich ist der Reichthum des Sammlers, in dem wir Aufsätze über Weinbau, P. Cornelius, die Burg Gleiberg, Salonmagie, Velociped, Literatur, Küche und Haus, eine Humoreske von Meggendorfer, Räthsel und vieles andere finden. Aber auch damit noch nicht genug, ist dem Heft als besondere Beilage eine vorzügliche statistische Tafel von außerordentlicher Größe und glücklichster Anlage beigegeben, die allein den Preis von einer Mark werth ist, welche das gesammte Heft zusammen mit ihr kostet. Das alles ist wohl Beweis genug, daß „Vom Fels zum Meer" eine der billigsten, aber auch best-illustrirtesten, vielseitigsten Monatsschriften ist. Für jeden Gebildeten von Interesse, ist sie für die Familie geradezu unentbehrlich.

* Seit dem 1. Okt. erscheint im Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart unter dem Titel „Der Zeitgenosse" eine neue von Prof. Josef Kürschner redigirte Wochenschrift. Der „Zeitgenosse" — so heißt es in dem in der ersten Nummer abgedruckten Programm — ist aus dem Wunsch hervorgegangen, die vielgestalteten Erscheinungen der Zeit in einem Punkte zu sammeln. Während sich die Mehrheit in Spezialitäten zersplittert und nach einseitig individueller Entwicklung strebt und über dem Einzelnen das Ganze zu verlieren in Gefahr ist, bahnt „Der Zeitgenosse" eine Vereinigung alles dessen an, was der geistigen Aristokratie zu wissen nöthig, um den Kulturfortschritt in der Gesammtheit aller Lebenserscheinungen zu begreifen. Wenn es für ihn auch kein Fern- und Naheliegendes im gewöhnlichen Wortsinne giebt, da er in allem Faktoren sieht, welche die ewig fortschreitende Geschichte ausmachen, so ist er dennoch kein Kosmopolit, sondern ein guter Deutscher, dem das Wohl des Vaterlands zu fördern vornehmste Pflicht. Er wird deshalb auch in erster Linie bei allem von ihm Behandelten die Beziehungen zu Deutschland und deutschem Leben ins Auge fassen. „Der Zeitgenosse" dient keiner Partei und ist nach jeder Richtung hin unabhängig. Von einem durchaus objektiven Standpunkt aus wird er mit Wohlwollen die Dinge betrachten, aber auch das Schwert schneidiger Kritik zu führen wissen, wenn es gilt, gegen Auswüchse der Zeit zu Felde zu ziehen.

* „An die Mutter, von einer Großmutter." Dies ist der Titel einer ohnlängst bei F. A. Perthes in Gotha erschienenen Schrift, welche, aus dem Dänischen übersetzt, den deutschen Lesern und namentlich Leserinnen geboten wird. Sie kann als Ergänzung zu der aus derselben Feder geflossenen Schrift: „An die Braut von einer Silberbraut" angesehen werden und die Verlagshandlung von Perthes verdient sich den Dank der deutschen Leserwelt, daß sie so manche treffliche Arbeit Englands oder Dänemarks, welche sonst unbekannt bleiben würde, und zu welcher sich auch die vorliegende zählt, ihr durch deutsche Uebersetzung zugänglich macht. Ein ernstes, schönes, gedankenreiches Buch, welches vom Standpunkt christlicher Erfahrung aus eine reiche Fülle treffender Winke und Gewissensfragen giebt und mit feinem Takt die ernste Frage der sittlichen Pflege des Kindes von frühester Jugend auf erörtert. Folgende Gesichtspunkte, welche zugleich Ueberschriften der einzelnen Abschnitte sind, kommen zur besonderen Erwägung: Die Vorbereitung — Das neugeborene Kind — Das kleine Kind — Das Schulkind — Das halberwachsene Kind — Das mißgestaltete Kind — Das uneheliche Kind. Reiche Erfahrung und pädagogische Weisheit spricht aus den Worten dieser vortrefflichen „Großmutter", welcher eine reichliche Würdigung zu wünschen ist. Das schön ausgestattete, mit einem ansprechenden Bild verzierte Buch ist ein vorzügliches Geschenk für Frauen; möchte es von vielen derselben gelesen werden. F.

* Pastors Kinder auf dem Lande. Märchen und Erzählungen aus der goldenen Kinderzeit. Von Onkel Hans. Mit einem Bilde in Farbendruck. Leipzig, Kößling'sche Buchhandlung (Gustav Wolf), 1884. (234 S.) Elegant gebunden. 3 M. Die vorstehenden Erzählungen, auch die wenigen Märchen, wenden sich zunächst an die Kinder. Sie wollen denselben zeigen, wie Kinder lustig lernen und spielen und sich herumtummeln auf Feld und Flur, in Busch und Wald, in Haus und Garten. Je einfacher die Kost, desto besser bekommt sie dem Kinde; ein gutes Landbrot ist besser als schwerverdaulicher Kuchen, und scharfgewürzte Speisen erhitzen das Blut. Das gilt auch von der geistigen Speise und aus diesem Grunde hat sich der Verf. bestrebt, in einfachen Worten dem Kinde Bilder aus seiner eigenen sonnigen Kindheit vorzuführen.

* Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser auf das kürzlich

für mich sein, dem ich unbedingt zu gehorchen habe," entgegnete er.

„Bien obligé! Es handelt sich um eine Ueberraschung, die wir zum Polterabend dem Förster Schulz und seiner Braut bereiten und wobei wir Ihre thätige Mitwirkung in Anspruch nehmen wollen."

„Sehr viel Ehre! Aber inwiefern, wenn ich bitten darf?" frug Stanz mit respektvoller Verneigung.

„Wir beabsichtigen eine Scene aus dem Freischütz wiederzugeben. Attention!" rief sie, als sie bemerkte, daß sein Auge fragend auf Lieschen blickte. „Also der Jägerchor, so vollzählig als möglich, tritt mit Gewehr und Hirschfänger jägermäßig kostümirt unter Ihrer Führung, ‚Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen' ꝛc. singend, ein. Das muß sich sehr effektvoll machen. Die mangelnde Musikbegleitung ersetzen Sie gütigst durch Guitarrespiel."

Anfangs höchlichst geschmeichelt, zum Schluß aber doch etwas betroffen, bemerkte Stanz, daß ihm zum Jägerchor die Noten fehlten.

„Thut nichts!" rief Karoline, „einige Accorde sind hinreichend zu dem einfachen Accompagnement. Später bei der Arie: ‚Durch die Wälder, durch die Auen' wird es freilich etwas komplizirter — kann aber ein so musikalisches Talent, wie Sie es sind, durchaus nicht genieren."

„Wie befehlen Sie? wenn ich fragen darf, wie meinen Sie? — wegen der großen Arie?"

„Ja, wegen der Arie aus dem Freischütz. Diese singen Sie natürlich als Max."

„Als Ma — Max?"

„Versteht sich als Max, als der sie auftreten werden. Jugendlich frisch, hoch gewachsen, in kecker Haltung und nur recht lebensvoll und mit Ausdruck gesungen, muß sich die Sache magnifique machen."

Herrn Stanz's hervorragendste Eigenschaft, die Eitelkeit, fing an rege zu werden. Er versprach sein möglichstes zu versuchen. Karoline reichte ihm ein Notenheft hin, welches die Arie, aber mit Pianofortebegleitung, enthielt, mit der zuversichtlichen Voraussetzung, daß Stanz die Guitarrenbegleitung ganz brillant danach herausfinden werde.

„Und nun, bester Herr Stanz, müssen wir Sie noch ersuchen in die Stadt zu Hilfrichs zu gehen und Fräulein Eulalia zur Theilnahme einzuladen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Ihnen diese Kommission sehr angenehm ist."

Stanz scharrte ein wenig mit dem Fuße auf der Diele und warf hilfesuchend Lieschen einen verzweiflungsvollen Blick zu. Ein schwerer Stein wälzte sich auf sein bedrängtes Herz, denn er hatte die Einladung der Frau Hilfrich nicht nur unberücksichtigt gelassen, sondern in der That gründlich vergessen. Jetzt sollte er hingehen — hingehen im Auftrage der Damen, deren Wünschen er im Voraus unbedingten Gehorsam angelobt hatte.

„Könnten wir nicht Fritz hinschicken?" wagte er beklommen und schüchtern zu fragen.

„Mon Dieu, non! Fritz würde alles ausplaudern und so die ganze Ueberraschung verderben. Nein, Sie haben wir ins Vertrauen gezogen, Sie gehen also in unserm Auftrage hin und bitten die Damen, sich uns anzuschließen. Da wir im Chor der Brautjungfern erscheinen wollen, bedarf es einiger Vorbereitungen zur Toilette. Wir bitten Fräulein Eulalia im weißen Kleide zu kommen, wenn irgend möglich, einen Rosenkranz im Haar, gerade so wie im Freischütz der Brautjungfernchor gekleidet ist, um mit uns zu singen: ‚Wir winden Dir den Jungfernkranz' ꝛc."

„Hoffentlich aber doch nur als Statistin? Natürlich?" frug Stanz sarkastisch. „Mitsingen? nun ja! sie soll eine Höllenstimme haben."

„Wie so? wer sagt das?" rief Lieschen überrascht.

„Frau Hilfrich schrieb es mir," antwortete der Gefragte in unüberlegtem Eifer.

„Also Sie korrespondiren schon mit den Damen? das ist ja charmant. Gratulire! desto besser! Also wenn Sie ihre Bitte mit der unsrigen vereinen, ist der Erfolg um so sicherer bei Frau Doktor."

„Aber! — sie ist gar keine Frau Doktor. So kann ich unmöglich sagen, es würde fast wie Verspottung aussehen," sprach Stanz verlegen und griff schon nach der Brusttasche, um den Einladungsbrief vorzulegen — „aber —"

„Nicht aber! wir verlassen uns auf Sie, die Sache ist in den besten Händen!" fiel eiligst Fräulein Velkau ein, denn in diesem Augenblicke trat die Frau Oberförster ein, um nach der Tochter zu sehen und Herr Stanz war entlassen.

Sinnend verließ er das Zimmer. Umsonst legte er den Finger an die Nase, vergebens rieb er sich die Stirn — er fand keinen Ausweg, um sich diesem Auftrage entziehen zu können — er mußte gehen, wenn nicht alles scheitern und er sich Lieschens Gunst verscherzen sollte.

Das Wetter war recht unfreundlich geworden. Halb Schnee, halb Regen schüttete der Himmel zur Erde und wandelte die Wege in Moräste um. Wie sollte er durchkommen, ohne die spiegelblank gewichsten Stiefeln zu beschmutzen? Dagegen schützte nicht einmal der Regenschirm, dessen er sich gegen allen Jägerbrauch bediente. Auch die feinen hellen Glacéhandschuhe verschönten sich nicht in der feuchten Luft und litten durch das Halten des Regenschirms sichtlich. So grübelte er, als er in keineswegs heiterer Stimmung die Waldstraße dahin schritt. Das Gewehr hatte er wohlweislich zu Hause gelassen, was nützte es ihm auch? Er wollte in dem feinen Anzuge sich nicht damit belasten, noch weniger durch das nasse Unterholz sich drängen, und auf den breiten Straßen gab es doch sicher kein Wild, auf das er hätte schießen können. Ueberdies schlugen seine Pulse heute zu heftig. Wäre er auch im glücklichsten Falle zu Schuß gekommen, er hätte in der Aufregung doch nichts getroffen. Alle seine Aufmerksamkeit mußte er darauf richten, den nassen Grasbüscheln und den Pfützen auszuweichen, um nicht gar zu beschmutzt und durchnäßt bei Doktors anzulangen, wohin Lieschens ihm heilig scheinende Befehle ihn sendeten. Keiner andern Macht der Welt wäre es gelungen ihn zu diesem Gange zu bewegen, als ihr, der unwiderstehlichen Macht der Liebe.

So stand er wirklich auf der niederen Freitreppe vor Hilfrichs Wohnung und kratzte und putzte seine bespritzten Stiefeln rein so gut es gehen wollte. War es nicht, als ob oben über ihm der Kopf der Frau Hilfrich flüchtig aus dem Fenster sähe? Sicher wußte er es nicht — aber ganz deutlich hörte er die wohlbekannte schrille Stimme der Frau, die mit freudiger Betonung im Innern des Hauses rief: „Eulalia! Eulalia! schnell! schnell! er kommt!" dann kam sie polternd die Treppe herab und empfing freudestrahlend den längst erwarteten Gast.

„Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen!" rief sie ihm entgegen, „wir haben Ihnen schon längst erwartet. Besonders Eulalia frug oft nach Sie. Wo sein Sie denn so lange geblieben? Der Geburtstag war ja schon vorgestern! Sie haben meine Einladung gewiß nicht erhalten, anders kann es gar nicht sind. Na, alles ist vergessen, weil Sie nun doch hier sein. Wie wird sich meine Tochter über Ihnen freuen! — Wo sticht sie nur so lange? Wie geht es? Waren doch nicht etwa durch Unwohlsein abgehalten? He? Bitte treten Sie näher!"

So plapperte sie mit großer Zungenfertigkeit weiter und zwar so schnell, daß es Herrn Stanz unmöglich war, eine Antwort einzufügen. Er säuberte noch immer in sichtlicher Verlegenheit seine Fußbekleidung, um, wie er sagte, das Zimmer nicht zu verunreinigen.

„Bitte, lassen Sie das!" bat Frau Hilfrich. „In der Wohnstube schadet es nichts, da ist so wie so Schmutz genug und in der guten Stube brauchen Sie nicht zu gehen. Ich lasse Ihnen aber hinein sehen, so lange bis Eulalchen mits Haarmachen fertig ist und selbst kommen kann." Wirklich nahm die Frau einen Schlüssel vom Haken, schloß eine Thür auf und öffnete sie weit, blieb aber auf der Schwelle stehen und sagte, indem sie mit andächtiger Bewunderung in das Zimmer blickte: „Sehen Sie, das ist unsere gute Stube! unsere Putzstube! — Betrachten Sie nur das Sopha und die Lehnstühle! — Alles echter Plüsch und sehr theuer! drum setzen wir uns auch nie darauf. Es würden sich sonst auch die feinen Häkeldecken verschieben. Der Teppich, der hier liegt, kostet auch viel Geld, dreißig Thaler! Drum wäre es jammerschade, wenn man auf ihm treten wollte! In dem großen Spiegel aber darf man sehen, ohne daß es etwas schadet. Und die Bilder! — Sehen Sie sich nur die Bilder an mit den breiten Goldrahmen! Wie schön und sprechend ist Eulalchens Porteräh, denn wir haben ihr in Oel malen lassen. Kommt auch alles zu ihre Ausstattung, die ganze Zimmereinrichtung, die hier zu sehen ist!"

Stanz stand noch immer auf der Thürschwelle, von der aus er in das Ausstattungszimmer blicken durfte. Er war noch nicht zu Worte gekommen und sah sich ängstlich um.

„Weiß nur gar nicht, wo das Kind so lange sticht. Gewiß

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18831019046/fragment/page=0003

sehen Sie sich nach sie um. Sie können immer noch ein Weilchen hier stehen bleiben und sich das Zimmer besehen, ich werde unterdeß meine Tochter rufen. Dann gehen wir zusammen in der Wohnstube und können sitzend weiter plaudern. Dort ist es gemüthlicher! besonders wenn mein Mann nicht zu Hause ist wie gerade heute — denn der macht mich immer zu viel Cigarrenqualm." So sprechend traten alle ins Wohnzimmer. Eulalia mit frisch gekämmtem und fett pomadisirtem Haar knixte stillschweigend und nickte den Worten der Mutter Beifall zu, die ihre Freude „über der schönen Ideen von die Damen ins Forsthaus" in unerschöpflicher Beredsamkeit aussprach. Wie reizend würde sich ihr Töchterchen im Brautjungfernanzuge ausnehmen! Sie sah sie schon im Geiste vor sich stehen.

Bei jedem Punkte, den Frau Hilfrich zur frischem Athemholen machte, stand Stanz auf und wollte gehen, wurde jedoch stets von neuem zum Niedersetzen gezwungen.

Endlich rieß er sich los und athmete tief auf, als er wieder im Freien stand, und noch mehr, als er bald darauf den Wald erreichte.

Landwirthschaftliche Besuche.

Gottliebs Bär.

Unser Gottlieb hat mancherlei Vieh und mancherlei Gethier, aber keins von allem macht ihm so viel Sorge, so viel Grämen und böse Stunden als sein Bär. Dies Vieh brummt immerfort bei Tag und bei Nacht, der widerwärtige Ton macht ihn nervös und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Gottlieb möchte den Bär gern los sein, aber das Beest ist angebunden, unser guter Gottlieb hat es selbst, er selbst ganz allein, angebunden und dabei so knotig fest, daß absolut ein Loskommen unmöglich ist. Gottliebs Bär hört auf den Spitznamen Hypothek und so oft das Wort Hypothek an Gottliebs Ohren schlägt, hat er das Gruseln und überläuft ihn die Gänsehaut.

Die amerikanische Konkurrenz, Freihandel, Schutzzoll, Grundsteuer, Alter und Baste, vier Matadore, alles dies und noch mehr verschwinden, denkt Gottlieb an die Hypothek, denn immer sieht er den Hammer und im Sorauer Kreise hat der Hammer dieses Jahr 23 Rittergüter unter sich gekriegt. Hammer und Hypothek sind Brüder; wer den einen hat, braucht selten um den andern besorgt zu sein. Was wunder, wenn Gottlieb jetzt die Ohren spitzt und hoch aufhorcht, wo Sirenen singen: Die Hypotheken müssen fort, kommen fort, das ganze Hypothekenzeug muß aus der Landwirthschaft heraus, soll sie gesunden, soll sie nicht „trachen gehen!" Lieblich ist der Gesang! O wie schön, wären die verstixten Hypotheken nicht. Wie schön würden die Weihnachten sein, wenn hinter ihnen nicht Neujahr mit den Hypothekenzinsen käme. Gottlieb muß $4^1/_2$ zahlen, nämlich $4^1/_2$ Prozent, und 12,000 Thaler brummen! 12,000 Thaler auf seine kleine Wirthschaft! Und siehe da, nun sollen die Hypotheken abgeschafft, weggeschafft werden. Aber wie? So mir nichts dir nichts geht die Geschichte aber nicht. Man kann doch die Leute nicht um das Ihrige bringen! Da hörte ja alle Gerechtigkeit, Ordnung und Redlichkeit auf!

Nun, man munkelt so: Zuerst wird ein Gesetz gemacht; das Gesetzemachen haben wir jetzt gelernt und wenn's sein muß, geht's auch fix! Das Gesetz bestimmt, daß von einem bestimmten Termine an keine Hypothek mehr aufgenommen werden darf, die Blätter im Grundbuche bleiben leer! Gleichzeitig aber werden Ablösungskreditkassen errichtet, gerade so, wie sie zur Ablösung von Realasten, Dienstbarkeiten schon seit langer Zeit bestehen. In Preußen bestehen ja Provinzialkassen, diese dürften also nur ihren Wirkungskreis erweitern und die Ablösung der Hypotheken übernehmen. So, meint man, kommen die Hypotheken fort.

Wer nun aber pumpen muß, der kann nicht so allein in aller Stille zum Geldmann gehen und Geld aufnehmen. Das soll nicht mehr gehen. Alle Schulden im Dorfe sind Gemeindeschulden. Die Gemeinde fungirt als Genossenschaft, sie giebt daher Rententitel aus, sie entscheidet über die Nothwendigkeit jeder Schuldaufnahme, sie kassirt die Rente ein und zahlt sie dem Inhaber aus. Natürlich, sagt man, kann der Einzelne noch Schulden machen so viel er will, wenn ihm jemand auf sein ehrliches Gesicht etwas borgt, aber wegen solcher persönlichen Schulden kann niemals eine Exekution gegen den Grundbesitz und das Wirthschaftsinventar eintreten. Muß es, nämlich das Gut, verkauft werden, so darf der Ausschlächter nicht 'ran, sondern es fällt an die Gemeinde zurück, bleibt ganz, wird nicht zertrümmert.

Der Ratzinger aber meint, der Staat soll den Landwirthen, welche Schulden machen müssen, Bodenscheine übergeben, welche behufs rascher Amortisation zu $2^1/_2$—3prozentiger Rückzahlung verpflichten, die Provinzial- oder Kreisverbände sollen Grund und Boden abschätzen und nach dieser Schätzung soll der Staat dem Eigenthümer im Bereiche absoluter Sicherheit Bodenscheine geben, so er Geld bedarf. Diese Bodenscheine sollen so gut wie Hundert- und Tausendmarkscheine sein, von allen Kassen voll angenommen werden, doch nie mehr als zu $2^1/_2$, höchstens 3 Prozent verzinst werden.

Ja, so munkelt man! Gottlieb hört das Munkeln, allein es fehlt ihm noch der Glaube, aber er träumt doch alle Nächte davon und sagt sich: etwas muß geschehen, wird geschehen, so geht die Hypothekenwirthschaft nicht weiter! Jede Hypothekaufnahme kostes barbarisches Geld! Die Sorge um die hohen Hypothekenzinsen, um die Kündigung derselben raubt dem Landwirthe alle Lust und Freude zum fröhlichen Schaffen, läßt ihn nie zur Ruhe kommen.

Fort mit dem Hypothekenbären! ruft Gottlieb vor Freude. Und doch, guter Gottlieb ist es nur — Sirenengesang!

Odon Balder.

Der Nutzen des Torfmulls in Bezug auf die deutsche Landwirthschaft und die öffentliche Gesundheitspflege.

Die herzogliche Polizei-Direktion zu Braunschweig macht unterm 6. Aug. 1883 bekannt:

Auf den Vorschlag des Gesundheitsrathes sind:

1. Diejenigen Abortgruben, bei denen dies seitens der mit der Besichtigung beauftragten Polizeibeamten für erforderlich erklärt wird, binnen 14 Tagen auszuleeren.
2. Sofort nach dieser Ausleerung sind die Gruben nach der Anweisung der Polizeibeamten etwa 6 cm hoch mit Torfstreu zu füllen.
3. In denjenigen Gruben, deren Ausleerung nicht für erforderlich erachtet wird, ist der Grubeninhalt binnen gleicher Frist mit Torfstreu zu mischen.

Die Nichtbefolgung dieser Verfügung zieht Geldbuße bis zu 60 M. oder Haft bis zu 14 Tagen nach sich.

Zweck: Durch diese Verfügung werden die gesundheitsgefährlichen Ausdünstungen der Abortgruben beseitigt, ferner wird die Jauche, die bisher den Erdboden durchzog und sich schließlich in den Brunnen ablagerte, von der Torfstreu aufgefangen und festgehalten und somit ein besseres Trinkwasser gewonnen.

Trotz der vielen Abfuhrsysteme die wir in Deutschland besitzen hat noch kein einziges den Ansprüchen, die man an dasselbe in Bezug auf die Gesundheit, den Kostenpunkt und die wirthschaftlichen Vortheile stellte, vollständig genügt. Der Torfmull scheint nun dazu berufen zu sein, den Weg zu bilden, der dem gewünschten Ziele zuführt und die geforderten Bedingungen erfüllt.

Die Vorzüge des Torfmulls sind eben für den braunschweiger Gesundheitsrath Veranlassung gewesen, gestützt auf die vielen gelungenen Versuche, jene Verordnung zu erlassen. Sämmtliche in Kasernen, Schulen, Hospitälern und Privathäusern angestellten Versuche lieferten, vorausgesetzt, daß die Desinfektion in entsprechender Weise gehandhabt wurde, Resultate, die dem Torfmull in jeder Beziehung zum Vortheil gereichten.

Im ärztlichen Vereine zu Braunschweig hielt bereits im Dezember 1880 Herr Dr. med. Ludwig Happe einen Vortrag über Gesundheitspflege, in dem er die Vorzüge des Torfmulls hervorhob und die Anwendung desselben angelegentlichst empfahl.

Diesem Gutachten schließt sich noch eine erhebliche Anzahl anderer an, die alle die vorzüglichen Eigenschaften des Torfmulls bestätigen.

Nicht oft genug können die Behörden aufmerksam gemacht werden, Torfmull in den öffentlichen Pissoirs und Schlachthäusern zur Verwendung zu bringen. Herr Medizinalrath Dr. Staude, der Direktor des Kreiskrankenstiftes in Zwickau, erklärte am 3. Juli d. J. in einer Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins den Torfmull als dasjenige Desinfektionsmittel, das nach seiner Erfahrung sich vortrefflich zur Geruchlosmachung der Aborte und Bindung der Exkremente eigne. In verschiedenen Städten und Bahnhöfen ist Torfmull mit bestem Erfolge bereits versucht worden. Nicht uninteressant dürfte es sein, zu wissen, daß in der City von London das kostspielige Schwemmsystem abgeschafft und dafür Torfstreu eingeführt wird.

Die Vorzüge des Torfmull sind nun die folgenden. Er macht die gewöhnlichen Abtrittsgruben vollständig geruchlos, da er aus den Fugen nachsaugt. Vermöge seiner Absorbtionskraft bindet Torfmull Flüssigkeit und Gase vollständig und hebt somit die schädliche Wirkung derselben auf. Die mit diesem Material desinfizirte Latrinengrubenmasse hat keine für den Geruchs- und Gesichtssinn unangenehmen Eigenschaften. Ein weiterer, besonders von sanitärem Standpunkte aus zu betrachtender Vortheil bei Anwendung dieses Desinfektionsmittels besteht darin, daß durch die Bindekraft desselben jede Flüssigkeit festgehalten und somit ein Versickern selber in den Boden, der häufig infolge der Undichtheit vieler Grubenmauern und des Pflasters der Herd schädlichster Miasmen ist, vermieden wird.

Was nun die Verwendung von Torfmull in pekuniärer Hinsicht betrifft, so bemerke ich hierzu folgendes:

Es fallen vorerst die bei anderen Einrichtungen zur Desinfektion so kostspieligen Inbetriebsetzungskosten weg, jede Stadt, jeder Ort ist im stande, ohne große Geldmittel sofort Torfstreuverwendung einzuführen. In eleganteren Häusern kann man dann Torfmullstreu-Klosets, von denen ich später spreche, anlegen. Alle bisher gebräuchlichen Systeme, Gruben- oder Kübel-Einrichtung, können beibehalten werden. Da das Material vollständig geruchlos und gut transportabel, ist die Abfuhr leicht zu bewerkstelligen. Eine Verstopfung der Abtrittsschlotte ist absolut nicht denkbar.

Es werden durch regelrechte Einrichtungen und Kontrollmaßregeln nicht nur die Ausgaben für etwaige Anlagen völlig gedeckt, sondern es sind durch den Verkauf der Latrinendüngermasse noch bedeutende Ueberschüsse zu erzielen. Um einen Beweis hierfür zu erbringen, will ich kurz der Stadt Groningen Erwähnung thun, die sich von jeher durch ihr geregeltes Abfuhrsystem auszeichnete.

Für das Jahr 1878 war der Jahresabschluß der folgende:

Einnahmen für Kompost und Jauche	191,314 M. 35 Pfg.
Ausgaben	117,398 „ 84 „
Reinertrag	73,905 M. 51 Pfg.

Ich will hier gleich ein einfaches Rechenexempel bei Verwendung von Torfmull anführen, das noch günstigere Resultate liefert als das vorgedachte.

Der Centner Torfstreu wird 1,80 M. kosten. Zur Desinfizirung von 12 Centnern Düngstoffen ist nur ca. 1 Centner Torfmull erforderlich. Im Jahre produzirt nun durchschnittlich eine Person 4 Ctr. Fäkalstoffe. Zur Bindung dieser Masse sind 33 Pfd. Torfmull nöthig, die einen Ankaufspreis von 60 Pfg. erfordern. Gesetzt den Fall, man rechnet noch für Aufwand ꝛc. 30 Pfg. hinzu, so beziffert sich der Betrag pro Person und pro Jahr auf 90 Pfg.

Ich stelle dieser Ausgabe nunmehr die Einnahme entgegen. Der Torfmulldünger besitzt nach Angabe des Herrn Professor Dr. Hugo Schultze in Braunschweig bei einem Gehalte von 0,78 Proz. Stickstoff, 0,22 Proz. Phosphorsäure und 0,28 Proz. Kali im Gegensatze zum Pferdemist einen Werth von ungefähr 55 Pfg. für 100 Pfd. Das Exempel sieht nun folgendermaßen aus:

Jahresausgabe à Person 90 Pfg.
Jahreswerth des Düngers = 4 Ctr. 33 Pfd. = 2,38 M.

Was aber der Torfstreu-Anwendung besonders zur Empfehlung gereicht, das ist der vorzügliche Dünger. Derselbe kann daher dem Landwirthe nicht genug angepriesen werden. Gutachten von Autoritäten liefern den Beweis der Richtigkeit dieser Behauptung. Sie betonen, daß Torfmulldünger derjenige Dünger ist, der unserer deutschen Landwirthschaft, der doch Hilfe so noth thut, nach und nach aus den Städten zugeführt werden muß, um dieselbe zu kräftigen. Der Fäjertorf, der in unerschöpflichen Lagern von der Natur in unseren deutschen Hochmooren aufgespeichert ist, ist das Mittel, der deutschen Landwirthschaft einen kräftigen und — was die Hauptsache ist — billigen Dünger zuzuführen.

Man wolle berechnen, welche ungeheure Summen für importirte Düngemittel, Guano, Chilisalpeter ꝛc. jährlich aufgebracht werden müssen, und man wolle sich gleichzeitig daran erinnern, daß dieselben Pflanzennährstoffe vielleicht nur für Pflanzen in noch assimilirbarer Form in den städtischen Fäkalstoffen um billigsten Preis geboten werden.

Gilt es hier nicht dafür zu sorgen, daß der Landwirthschaft ein guter, billiger Dünger zugeführt wird, an dessen segensreichen Folgen die deutsche Landwirthschaft sich aufrichten und somit aller ausländischen Konkurrenz die Spitze bieten kann.

Unstreitig aber werden mit dem Gedeihen der deutschen Landwirthschaft dem deutschen Handel und Gewerbe frische Kräfte zufließen, ist und bleibt doch die Landwirthschaft die Grundlage für das Wohlbefinden des ganzen Staates.

Pflicht der Behörden ist es aber, mit ernster Prüfung einer Sache näher zu treten, die für die Gesammtheit von größter Bedeutung ist.

*

Die bedeutenden Erfolge, die der Torfmull zu verzeichnen hat, sind Herrn Otto Poppe in Kirchberg Veranlassung gewesen, ein Torfmullstreu-Kloset mit selbstthätiger Streu-Vorrichtung zu konstruiren. Diese Erfindung ist im Deutschen Reiche unter Nr. 23,431 dem Erfinder patentirt worden.*

Die Torfmullstreu-Klosets haben schon theilweise, wie in Braunschweig, die bestehenden Wasser-Klosets verdrängt, eine Folge ihrer unbestrittenen Vorzüge. Diese patentirte Konstruktion ist die einzige, durch die jede Abortanlage ohne nennenswerthe Kosten in kürzester Zeit durch jedermann in eine Torfmullstreuanlage umgewandelt werden kann. Ein besonderer Vorzug besteht darin, daß das Auswerfen des Torfmull erst dann geschieht, wenn der Deckel fest geschlossen ist. Es wird hierdurch alles Aufwirbeln von Staub und jede Verunreinigung der Anlage vollständig ausgeschlossen. Die Menge des jedesmal zu werfenden Mulls ist regulirbar. Der ganze Mechanismus ist in seinen Theilen äußerst solid hergestellt, sodaß von einer Reparatur absolut nicht die Rede sein kann.

Das Torfmullstreu-Kloset besteht nur aus einem ca. 1 m hohen Aufsatzkasten, der ohne große Kosten von jedem in kürzester Zeit auf jedem Kloset angebracht werden kann, und einem Klosetdeckel, welcher durch Charnierbänder an dem untern Theile des Aufsatzkastens, in denen sich der patentirte Mechanismus befindet, befestigt ist.

Der Mechanismus besteht aus einem Hebelsystem, welches durch Auf- und Zumachen des Klosetdeckels in Thätigkeit gesetzt wird. Sobald man den Klosetdeckel schließt, wird ein Schlitten nach abwärts bewegt, welcher die aus dem Aufsatzkasten nachgerückte Torfmullmasse durch eine vom Aufsatzkasten in das Klosetrohr gehende Eisenbrücke in das Klosetbecken auswirft. Gleichzeitig verhindert dieser Schlitten ein Nachfallen des Torfmulls dadurch, daß er das Material im Kasten von der Eisenbrücke abschließt.

Um bei Füllung des Aufsatzkastens einer Verunreinigung vorzubeugen, gehört zu der Klosetanlage ein Füllkasten, welcher seinem Volumen nach dem des Aufsatzkastens entspricht und diesem aufgesetzt werden kann, wenn eine Füllung erfolgen soll.

Zur Ausnutzung und Erreichung der dem Torfe innewohnenden fäulnißwidrigen Eigenschaften ist die Anlage derartiger Klosets sehr wesentlich, du hierdurch die Fäkalstoffe sofort nach ihrer Entstehung aufgesaugt, mithin vollständig in Mull eingehüllt werden. Sie können daher nicht faulen, sondern nur in eine Milchsäuregährung übergehen; es wird hierdurch das flüchtige kohlensaure Ammoniak gebunden, weshalb der so gewonnene Dünger einen doppelt so großen Gehalt an Stickstoff als frischer Pferdemist besitzt.

Nach den von Dr. Wattenberg in der göttinger Versuchsstation angestellten Versuchen bieten die Torfprodukte 8—9 Gewichtsprozente Ammoniak.

Den feingesiebten klaren Torfmull verkauft der Patentinhaber und dessen Vertreter in gepreßten Ballen von ca. 3 Ctr.

---

* Vertreter ist Herr Ingenieur Albert Haupt in Leipzig, Ulrichsgasse 65.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18831019046/fragment/page=0004